



Andrea Hensgen
Struwelpippi 2011

„Bleib` immer hier, bei mir, - oder nimm mich mit!“

In der Frühe

„Keine Angst, ich mache Dir nichts!“

Eine Kinderstimme. Trotzdem schrecke ich auf, aus halbwachem, leichtem Schlaf, rutsche dicht an die Wand.

„Ich habe Hunger!“

Die Stimme eines Mädchens, ich starre in das lichte Dunkel und erkenne nichts.

„Darf ich mir was aus der Küche holen?“

Ich nicke, dabei kommt kein Ton über meine Lippen.

„Ein Joghurt? Ist ein Joghurt okay?“

Stumm nicke ich ein zweites Mal. Kein Schatten, keine Bewegung, - wo steckt sie bloß?

„Darf ich?“

Vielleicht noch zwei, drei Stunden, und der Tag beginnt. Schon schwingt mattes Morgenlicht ins Zimmer. Wäre ich jetzt daheim, in meiner Wohnung, jede Kante, jeden Vorsprung würde ich erkennen. Noch ist mir dieses kleine Haus ganz fremd.

„Darf ich mir ein Joghurt holen?“

„Ja.“

War es zu leise? Hat das Mädchen mich gehört? Traut sie sich jetzt hervor? Kommt sie endlich raus aus ihrem Versteck?

Schnelle, leichte Schritte auf der Treppe, ein kurzes Klacken, die Kühlschranktür, schon fällt sie wieder zu, - in die Stille im Haus. Draußen die ersten Vögel. Einer trällert los, so laut und fröhlich, als wüsste er um meine Angst und wollte sie vertreiben. Wo hockt das Mädchen bloß?

Ich lausche in das ruhige Haus.

Hat es sich längstst davon gemacht oder ist es zurückgeschlichen, in sein Versteck oder gar in meine Nähe? Das Haus ist klein. Kein Keller und kein Speicher, am hellen Tag kein Schlupfloch, um heimlich über Stunden darin auszuharren.

Ich werde wach bleiben und auf seine Schritte warten, und höre nichts anderes als diesen aufgekratzten Vogel. Nicht lange, und er hat alles aufgeweckt, was es an Vögeln gibt in diesem Städtchen, und ich stehe auf, müde und durcheinander.

In einer Schule

Stunden später, am Ende meiner Lesung, fragt mich einer der Schüler tatsächlich:

„Schreibst Du auch Gruselgeschichten, ich meine, wo so was Unheimliches passiert, was es in Wirklichkeit nie gibt und wo man richtig Angst beim Lesen hat?“

Sekundenlang schaue ich ihn verwirrt an.

„Beim Lesen bekommt man doch keine Angst. Das weiß man doch, dass alles nur erfunden ist, oder?“

Und er schaut ebenso erstaunt zurück.

Auf dem Rückweg in mein Häuschen erledige ich den Einkauf. Statt zwei lege ich sechs Joghurts in den Korb. Was könnte der Kleinen sonst noch gut schmecken? Kekse und Bananen?

Zurück im Haus, am Abend.

Im ganzen Haus kein Winkel, kein Spalt, groß genug für ein Mädchen mit einer solchen Stimme, um darin unentdeckt einen ganzen Tag zu verbringen. Am Ende ziehe ich alle Schubladen der Kommode auf, als passte sie zwischen Kissen und Bettbezüge.

Selbst den leeren Joghurtbecher hat sie heute Nacht verschwinden lassen.

Was bleibt mir sonst, als im Bett zu liegen und wach auszuharren!

Sie wird erst wiederkommen, wenn sie sich sicher fühlen wird.

Lauernd und reglos liege ich da, und die Frage des Jungen von heute Morgen kehrt zurück.

Anscheinend habe ich nie eine einzige Spukgeschichte gelesen, spannend genug, um mich jetzt abzulenken, - und es ist mehr Ungeduld als Mut, dass ich plötzlich erschreckend laut sage:

„Ich habe für Dich mitgekauft, sechs Joghurt, vier für Dich!“

Wem sage ich das, allein in diesem leeren Haus?

Ein leises „Danke“.

Sie hat gewartet, genauso wie ich.

Wieder ihre Schritte auf der Treppe, die Kühlschranktür klackt auf, fällt dumpf wieder zu, lautlos verschwindet sie in ihr Versteck.

Ich schlafe ein. Es gibt keinen Grund, mich vor ihr zu fürchten.

Drei Tage später

Nach drei Nächten schwanke ich, entweder um eine andere Unterkunft zu bitten oder meinen Aufenthalt hier grundlos abubrechen. Dass ich das kleine Häuschen mit einem hungrigen Kind teile, daran besteht kein Zweifel.

Und daran, dass sie es schaffen wird, auch die kommenden Tage unsichtbar zu bleiben, genauso wenig.

Ich habe es aufgegeben, ihr Versteck zu finden. Auf die paar Joghurts kommt es mir nicht an, gerne würde ich mehr oder anderen Proviant für sie besorgen.

Aber das Spielchen, das sie da mit mir treibt, fängt an, mich zu ärgern. Sie allein bestimmt die Regeln.

Nach einem Abend mit dem in kulturellen Dingen bedeutsamen Teil der kleinen Stadtgesellschaft komme ich leicht angetrunken heim, lehne an der Spüle und sage laut in die Stille hinein.

„Entweder kommst Du jetzt endlich raus oder ich ziehe hier aus!“

Reibe mir über die Augen und höre ihre Schritte auf der Treppe.

Genauso habe ich sie mir vorgestellt, während der letzten Nächte, im Warten auf ihr leises Kommen, und am Tag, wenn ich an meine Rückkehr in das Häuschen dachte, an ihr Ausharren dort, in ihrem heimlichen Versteck.

Mager und misstrauisch, ängstlich und hungrig, dunkle Haare und wache Augen, acht könnte sie sein und ebenso gut schon zwölf. Auf der letzten Stufe der Treppe bleibt sie stehen.

Ich setze mich an den Küchentisch und nicke ihr zu. Sie versteht es als Erlaubnis, kommt näher, tritt zum Kühlschrank und nimmt sich ein Joghurt heraus. Isst es schnell und gründlich auf, - hat sie tatsächlich auf meine Rückkehr gewartet, den ganzen Abend lang hungrig ausgeharrt?

„Du kannst Dich hier bedienen, kannst Dir jederzeit nehmen, was Dir schmeckt. Ich bringe Dir auch mit, was Du gerne isst.“

„Danke.“

Sie blickt mich an. Zum ersten Mal sehen wir uns ins Gesicht.

Ich begreife sofort, dass es keinen anderen mehr gibt, der sie mit Essen versorgt, und beschließe zu warten, statt nun mit Fragen in sie zu bohren. Drehe mich nach einer Weile um und mache mir mit dem Geschirr an der Spüle zu schaffen und sie versteht mein Angebot und verschwindet.

Eine Woche später

Die kleine Kammer unter dem Dach habe ich ihr überlassen und schlafe nun auf dem Sofa im Wohnzimmer. So ist es am einfachsten, und die Treppe hinauf bis ins Wohnzimmer steigt hier keiner.

Besuch bekomme ich eh selten. Wahrscheinlich denken alle, dass sie die Schriftstellerin während der Wochen ihres Rückzugs in dieses Häuschen nicht stören dürfen. Ich hatte mir mehr Interesse des Städtchens für seine Stadtschreiberin erwartet. Der öffentliche Auftritt zu meiner Einführung und ein paar Lesungen an den Schulen hier in der Gegend, mehr ist nicht erwünscht. Wollte ich mit meinem Aufenthalt in diesem Städtchen tatsächlich etwas bewirken, würde es alle vermutlich mehr stören als erfreuen.

Alleine würde ich mich hier ziemlich einsam und nutzlos fühlen.

Zum Glück teilen Dalal und ich uns das kleine Haus.

Ich koche für uns zwei, und trage nach dem Essen die Platte mit dem großen Puzzle auf den Tisch. In die Küche hinein gibt es kein Fenster. Niemand kann uns zuschauen, wenn wir stundenlang dieses und jenes Teilchen auf seine Form hin prüfen.

Dalal hat das Spiel in einem der unteren Fächer im Schrank entdeckt. Wahrscheinlich hat sich einer meiner Vorgänger die Langeweile damit vertrieben. Außer dem Stadtschreiber des Städtchens nutzt niemand dieses Haus, und auch ich verbringe nur zwei Monate hier. Bis zum nächsten Frühling wird niemand mehr hier einziehen.

Ein ideales Versteck, - wenn man es geschafft hat, unbemerkt herein zu kommen.

Keine Ahnung, wie es Dalal gelungen ist.

Sie hätte sicher mehr zu erzählen als ich.

Aber weil mich das fehlende Gespräch während des Essens und Spielens mehr bedrückt als sie, rede ich und sie hört mir zu.

Und weil sie ein Kind ist und ich eine erwachsene Frau, unterhalte ich sie mit alten Geschichten, und es gefällt mir, damit anzugeben, wie frech und mutig ich als kleines Mädchen war.

Statt von ihrem Schicksal etwas zu erfahren, hört sie Geschichten von einer geborgenen Kindheit in einer Dorfgemeinschaft, die es längst nicht mehr gibt.

Viel, viel schwerer als ihre verschwiegene Herkunft beschäftigt uns beide die ablaufende Zeit meines Aufenthalts hier. Was wird aus ihr, wenn ich meine Koffer packen, in meine Stadt zurückkehren und dieses Häuschen wieder verlassen werde?

Ein paar Tage vor der Abfahrt

Da sagt sie plötzlich:

„Bleib` immer hier, bei mir, - oder nimm mich mit!“

Woher weiß sie, dass uns nur noch ein paar Abende bleiben? Kein Wort habe ich über das Datum meiner Abreise verloren.

Und sagt es gleich ein zweites Mal, und schaut mich dabei an, und ich weiß, dass ich diesen Blick, diesen Augenblick nie mehr vergessen kann.

„Bleib` doch bei mir oder nimm mich mit!“

„Wir können hier beide nicht bleiben. Das geht auf keinen Fall, Dalal!“

Da schiebt sie ihre Hand unter meine, und ich schließe meine Hand um ihre, und der Schreck fährt in mich hinein, - was verspreche ich dem Mädchen jetzt?

Und fange im selben Moment an, in Gedanken durchzuspielen, wie ich sie hier aus dem Haus, aus der Stadt schaffen könnte, ohne dass es meinen Gastgebern auffiele.

Ein großes Abschiedsessen ist geplant, und anschließend wird mich die Kulturbeauftragte mit ihrem Auto bis zum Bahnhof in der nächstgelegenen Stadt bringen, - rette mich in diesen

Minuten damit, den Ablauf dieses letzten Tages genau durchzuspielen. Da bleibt nichts, wo dieses Kind hineinschlüpfen könnte.

An die Tage zuhause, nach meiner Rückkehr, gar nicht zu denken.

Würde sie weinen, würde ich jetzt nach oben, in ihre kleine Kammer steigen und sie trösten, wie ich es vor Jahren getan habe, als die Kinder nicht einschlafen konnten und es reichte, neben ihrem Bett zu sitzen, ihre Hand zu halten und geduldig auf ihren Schlaf zu warten.

Dalal weint nicht.

Warum habe ich Dalal bislang kein einziges Mal erwähnt, in den abendlichen Telefonaten mit meinen Kindern?

Ich liege im Wohnzimmer unter ihrer Schlafkammer und lausche in die Stille hinein.

Ich trage keine Schuld daran, dass ihre Mutter oder ihr Vater sich nicht um sie kümmern kann.

Im Internat der Stadt

Nach der Lesung führt das Gespräch mit den Jungen zu dem Verhältnis ihres Landes zu Deutschland, siebzig Jahre nach der deutschen Besetzung Luxemburgs.

Es klingt anklagend, ihre Fragen, warum noch heute jüdische Schulen in Deutschland von Polizisten bewacht werden müssen.

Da steht ein großer, schmaler Junge auf und sagt, dass die Ermordung der Juden in Luxemburg nicht möglich gewesen wäre ohne die Bereitschaft aus der Bevölkerung, jüdische Nachbarn zu verraten. Und jeder solle sich doch fragen, ob er heute dazu bereit wäre, seinen jüdischen Nachbarn zu verstecken, wenn es das eigene Leben kosten könnte.

Mein letzter Abend in der Stadt, und keine Gelegenheit mehr, das Gespräch mit diesem Jungen andernorts fortzuführen.

Der Tag der Abreise

Zur Abschlusslesung in der Festhalle versammeln sich alle, mit denen ich während dieser zwei Monate Bekanntschaft schloss, und dazu ein paar wenige, die das Interesse an Literatur hierhergeführt hat.

Nach hunderten solcher Auftritte verlangt es mir nicht viel ab, allen den Eindruck zu schenken, der Abschied von diesem ganz besonderen Städtchen falle mir außerordentlich schwer. Ebenso routiniert gelingen mir die Gespräche während des ausgedehnten Mittagessens. Alle sehen mir nach, dass ich den gereichten Wein verschmähe, ganz gegen meine bisher bewiesene Trinkfreude. Denn statt mit dem Zug zu fahren habe ich mir ein Auto gemietet, des vielen Gepäcks wegen. Ein Entschluss, dem alle verständnisvoll zustimmen.

Am Ende begleitet mich der kleine Kreis jener, die mir bei allen Auftritten hier treu zur Seite standen, bis zu dem nahegelegenen Parkplatz, zum endgültigen Abschied. Überschwängliche

Worte, Versprechen gegenseitiger Besuche, im Wissen aller, dass man sich nie wiedersehen wird.

Und wie zu erwarten ein Geschenk, - statt Blumen zwei Kisten Elbling. Sie schätzen meine Vorlieben nüchtern ein, nur erweist sich der Rücksitz des kleinen Autos als zu klein. Die naheliegende Alternative wehre ich sofort ab.

„Auch in den Kofferraum passen die zwei Kisten nicht rein.“

Die Kulturstatssekretärin tritt näher. Ihr nüchterner Blick und praktischer Sinn, fern jedem floskelhaften Gerede, hat sie mir in den letzten zwei Monaten zu meinem verlässlichsten Beistand werden lassen.

„Na, dann halt eine Kiste auf den Rücksitz und die andere in den Kofferraum.“

Ich schüttle den Kopf.

„Der Kofferraum ist voll, mit all meinem Zeug.“

„Stecken wir doch die Flaschen lose zwischen die Taschen, dann sind sie auch gut geschützt!“

Schon bückt sie sich und macht sich am Griff des Kofferraums zu schaffen.

Mit einem Satz stehe ich dicht an ihrer Seite.

Zu spät. Die Klappe springt auf, sie sieht hinein, dreht sich zu mir um und nickt.

„Stimmt, da passt nichts mehr rein!“

„Nehmen wir es doch als Symbol! Eine Kiste nehme ich mit und die andere bleibt hier, als Versprechen: ich komme bald wieder! Spätestens, wenn die erste leer ist!“

Alle lachen.

„Dann müssen wir ja nicht lange warten.“

Wir lösen uns in heiterer Stimmung voneinander, als hätte es diese Kiste Wein auf sich genommen, für die Wahrheit all unserer überschwänglichen Reden zu sorgen.

Ich drücke auf die Hupe, winke mit einer Hand aus dem Fenster, nur eine Brücke trennt hier Luxemburg von Deutschland. Schon heute Abend wird mich meine Familie zuhause empfangen. Ich werde beim Erzählen von hinten anfangen, mit dem schwierigen Verstauen der Kisten und meiner letzten Lesung im Internat.

Andrea Hensgen ist in Mettlach geboren und an der Mosel aufgewachsen. Nach dem Studium der Literatur- und Politikwissenschaften arbeitete sie bis 1994 als Lehrerin an Gymnasien und an der Fernuniversität Hagen. Seither lebt sie als freie Schriftstellerin. Für ihr Werk, Romane, Erzählungen, Kinderbücher, erhielt sie viele Stipendien und Auszeichnungen, zuletzt die Stadtschreiberstelle in Otterndorf.